

Erbschaft einer Zeit: zur Persistenz der sozialistischen Metaerzählung nach dem Systemwechsel

Ahbe, Thomas; Gibas, Monika

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Ahbe, T., & Gibas, M. (1998). Erbschaft einer Zeit: zur Persistenz der sozialistischen Metaerzählung nach dem Systemwechsel. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 22(1), 55-71. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-19059>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Erbschaft einer Zeit

Zur Persistenz der sozialistischen Metaerzählung nach dem Systemwechsel

Metaerzählungen und Identitätskonstruktionen

Metaerzählungen sind Sozialisationsinstanzen. Ihre sozialisatorische Wirkung offenbart sich, wenn man aus sozialpsychologischer Perspektive personale Identitätsbildung untersucht. Identitätsarbeit ist jener selbstreflexive Prozeß, in dem die innere und äußere Welt des Subjektes vermittelt wird. Dabei müssen verschiedene, einander oft überlagernde oder ausschließende Bedürfnisse und Handlungsanforderungen in ein Passungsverhältnis gebracht werden. Wichtige Ziele dieser Identitätsarbeit sind individuelle Handlungsfähigkeit wie auch Anerkennung und Zugehörigkeit innerhalb der als subjektiv relevant erachteten Bezüge. Darüber hinaus wird 'innere Stimmigkeit' angestrebt, also die Wahrnehmbarkeit einer lebensgeschichtlichen und situationsübergreifenden personalen Gleichheit oder inneren Einheitlichkeit (vgl. Keupp, 1997).

Identitätsarbeit besteht nicht nur im Management praktischer sondern vor allem auch in selbstreflexiven Akten. Die Form, in der diese identitätsstiftende Selbstvergewisserung produziert und kommuniziert wird, ist eine *Erzählung*, die Geschichte seiner Selbst, eine »Selbstnarration« (vgl. Kraus, 1996¹; McAdams, 1996). Jeder Mensch produziert Selbstnarrationen, von kurzen pointierten selbstbezüglichen Äußerungen bis hin zu komplexeren Ausführungen. Obwohl diese Selbstnarrationen individuell und einmalig sind, müssen sie auf einen endlichen Fundus von Bildern, Mythen, (Selbst)Begründungsmustern und Sinnangeboten zurückgreifen (vgl. Keupp, 1996). Genau das ist Voraussetzung für die Anschlußfähigkeit der Selbstnarrationen und die Integration der Subjekte mit dem sozialen Gegenüber, eben

weil die jeweils üblichen Plausibilitätskriterien und Strukturvorstellungen bedient werden.

Metaerzählungen sind spezifische gesellschaftliche Kommunikationsstränge, Diskurse, die quasi die Kulissen, die Referenzsysteme der gesellschaftlichen Praxis darstellen. Sie enthalten Vergangenheits- und Gegenwartsinterpretationen, Normen und Werte, Ziele und Sinn. In ihnen sind strukturell Momente des Mythos, der Alltagserfahrung, der wissenschaftlichen Theorie wie der Utopie amalgamiert.

Es ist meistens eine von den politischen und ökonomischen Verhältnissen gestützte Metaerzählung, die als die herrschende angesehen werden kann. Gleichzeitig sind aber noch andere Metaerzählungen, auch direkt mit der herrschenden konkurrierende, relevant – entsprechend der sozialstrukturellen, milieu- und lebensstilmäßigen Fraktionierung der Bevölkerung zu einem bestimmten Zeitpunkt. Ihre Strahlkraft erreichen Metaerzählungen, soweit sie Bedürfnisse konkreter Subjekte zu reflektieren, zu legitimieren aber auch zu orientieren vermögen.

Fragt man nach sozialisatorischen Effekten von bestimmten Metaerzählungen, so muß die Wechselwirkung zwischen *einerseits* den Inhalten, Werten und Strukturformen der Metaerzählung und *andererseits* den Bedürfnissen der Rezipienten rekonstruiert werden. Also sowohl die eher allgemeinen, entwicklungspsychologisch zu beschreibenden, wie auch die besonderen, sozialhistorisch zu beschreibenden menschlichen Bedürfnisse.

Ostdeutschland ist für eine in diese Richtung gehende Fragestellung sowohl was den sozialwissenschaftlichen Forschungsstand betrifft interessant, wie auch in Bezug auf drei andere Umstände. *Zum einen* ist Beginn und Ende der politisch-ökonomischen Privilegierung der sozialistischen Metaerzählung unumstritten, *zum anderen* ist die sozialistische Metaerzählung, ihr theoretischer Kern, eindeutig (selbst)dokumentiert und identifizierbar, *und drittens* ist die Kommunikation der Metaerzählung durch Propaganda und staatliches Erziehungssystem zeitgenössisch und historisch ausreichend dokumentiert und rekonstruiert (vgl. Gibas, 1997).



8/37 J. J. J. J. J.

Sozialistische Umerziehung nach 1945

Im Osten Deutschlands wurde nach 1945 die sozialistische Metaerzählung zum dominierenden Orientierungs- und Sinnstiftungsangebot für die individuelle wie gesamtgesellschaftliche Identitätsfindung. Historischer Ausgangspunkt und Bedingung für diese schrittweise Etablierung war die Spezifik der »Identitätspolitik«, die durch die sowjetische Besatzungsmacht betrieben wurde. Die sowjetische Militäradministration begünstigte in ihrem Einflußgebiet mit der KPD – später der SED – jene politischen Kräfte, die antifaschistische Umerziehung als Erziehung zu *sozialistischen* Wertvorstellungen, Normativen und Zielen verstanden und praktizierten. Dabei wurde sich weltanschaulich und theoretisch am 'Marxismus-Leninismus' orientiert, jenem Grundkonzept, das vornehmlich von deutschen und sowjetischen kommunistischen Intellektuellen bereits in den dreißiger Jahren als 'einzige wissenschaftliche Ideologie und Gesellschaftstheorie' formuliert wurde. Kernelemente dieses theoretisch im Marxismus wurzelnden Deutungsangebotes verdichteten sich im Zuge der Dogmatisierung und Popularisierung als »marxistisch-leninistische Weltanschauung« zu einer in sich geschlossenen, »wissenschaftlichen Ideologie«, die Einblick in die »Entwicklungsgesetze der Gesellschaft« und – damit ausgerüstet – Planbarkeit des weltgeschichtlichen Prozesses versprach. Es war eine Erzählung über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft *der Menschheit*, in der sich *die Volksmassen in revolutionären Kämpfen gegen die Ausbeuterklassen allmählich und unter Führung einer von ihnen geschaffenen politischen Organisation – der revolutionären Partei des Proletariats – zur gesellschaftsgestaltenden Kraft emanzipieren* würden. Als Weg dazu galten der Sturz der bürgerlichen und die Installation einer sozialistischen Staatsmacht, unter deren Schutz Produktionsmittel, Grund und Boden vergemeinschaftet und *letztlich allseitige Bedürfnisbefriedigung und die freie Entfaltung aller* möglich werden sollte. Als Normative wurden sowohl allgemein humanistische, solidarische und antirassistische Werte, wie auch der 'unversöhnliche Haß' gegen alle, die als Feinde dieses Projektes ausgemacht wurden, kommuniziert.

Konstitutiv für diese Metaerzählung war die Inthronisierung *des Volkes* als Akteur des geschichtlichen Prozesses. Dazu mußte jedoch die ganze Bevölkerung in der 'wissenschaftlichen Weltanschauung der

Arbeiterklasse' unterwiesen werden. Als begründende Illustration für diese Zumutung wurde oft der bekannte Marxsche Halbsatz von 1844 herangezogen: » ... auch die Theorie wird zur materiellen Gewalt, sobald sie die Massen ergreift« (Marx, 1844, S. 385 ff.). Als paradigmatisch galt die Leninsche Formel von »der Notwendigkeit des Hineintragens des sozialistischen Bewußtseins in die Arbeiterklasse« (vgl. Lenin, 1902, S. 395 ff.). Diese Topoi der Klassiker des Marxismus-Leninismus wie auch der sich unerwartet in die Länge ziehende praktische Prozeß der *Schaffung des Neuen Menschen* begründeten die enorme Intensität der Bildungsarbeit, Agitation, Propaganda und *des ideologischen Klassenkampfes* in Ostdeutschland nach 1945.

Um Wertehorizont und Zukunftsvorstellungen von politischer Elite und Bevölkerung weitgehend zu synchronisieren, wurde *die marxistisch-leninistische Weltanschauung* 1951 in mehreren Parteibeschlüssen als Norm gesetzt, was seit 1965 mit dem »Gesetz über das einheitliche sozialistische Bildungssystem« auch noch ein gesetzliches Fundament bekam (vgl. Gibas, 1997).

Die repressive Verordnung dieses Weltdeutungsmusters und sein Ausschließlichkeitsanspruch provozierten von Anfang an auch Widerstand. Andererseits schien die sozialistische Metaerzählung – vor allem nach Kriegsende – bei sehr vielen Deutschen latente Bedürfnisse nach Sinnstiftung wie auch nach einer Option auf ein friedliches, die Lebensgrundlagen garantierendes, egalitäres und solidarisches Gemeinwesen zu bedienen.

Welche Bedürfnisse welcher Gruppen bediente die sozialistische Metaerzählung?

In der DDR war die sozialistische Metaerzählung nicht nur für die neue politische Führungsschicht von SED und Staat identitätsstiftend, die unter Aufsicht der alten kommunistischen Kader durch systematische Schulung auf diese Weltanschauung verpflichtet wurde. Es ergab sich – begünstigt durch die Existenz eines zweiten deutschen Staates und die polarisierende Situation des Kalten Krieges – in der DDR insgesamt eine »starke Linksverschiebung des intellektuellen Spektrums«, sogar bis hinein in die politische Opposition (vgl. Faktor, 1995, S. 828 ff.).

Vor allem orientierte sich die neue kulturelle Elite der DDR an der sozialistischen Metaerzählung. Diese Gruppe wurde mit ihrem künstlerischen Werk, das sogar noch in seinen kritischen Teilen von jenem Welterklärungsmuster inspiriert war, zum wahrscheinlich wichtigsten Propagandisten bei der Vermittlung dieses Deutungsangebotes an die ostdeutsche Bevölkerung. Paradigmatisch für die jungen Intellektuellen der sogenannten *Aufbaugeneration* hat Christa Wolf die Faszination der ersten Berührung mit diesem Deutungsmuster beschrieben, jene ...

» ... herrlichen ausschweifenden nächtlichen Gespräche über die Beschaffenheit des Paradieses, an dessen Schwelle wir, meist hungrig und Holzschuhe an den Füßen, mit großer Gewißheit standen. Die Idee der Vollkommenheit hatte uns erfaßt, aus unseren Büchern und Broschüren war sie in uns eingedrungen, und von den Podien der Versammlungen kam die Ungeduld dazu: Wahrlich, ich sage dir, heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein! Oh, wie hatten wir das Vorgefühl davon ... » (Wolf, 1975, S. 59).

Und selbst die nachfolgenden Intellektuellengenerationen sahen lange noch Anlaß für ähnliche Euphorie. 1964 notierte die junge Schriftstellerin Brigitte Reimann nach dem Erlebnis des VI. SED-Parteitagess als Delegierte in ihr Tagebuch:

»Hier war ein Ausblick auf die Welt von morgen, eine geeinte friedliche Welt, die wirklich imstande ist, alle Schätze zu heben, alle Reserven auszuschöpfen, Wüsten zu bewässern und den Nordpol in fruchtbares Land zu verwandeln« (zit. nach Elten-Krause & Lewerenz, 1983, S. 141).

Etwas nüchterner resümiert eine Lehrerin, Auschwitzüberlebende und heute im siebten Lebensjahrzehnt, rückblickend:

»Aus meinen Lebenserfahrungen und aus dem Nachdenken darüber empfand ich das Streben nach einer sozial gerechteren Alternative zur Vorherrschaft des Kapitals als richtig« (zit. nach Szepansky, 1995, S. 29).

Utopien sind das eine, die Realitäten das andere. Systemkonforme und systemkritische Opponenten und Gegeneliten – zu denen später auch Christa Wolf gehörte – attackierten aufgrund dieser Differenz immer wieder die harschen Faktizitäten – meist jedoch ohne sich der Metaerzählung ganz entziehen zu können:

»Die Ideologie dieses Staates, die man aus der Schule gut kannte, und vor der man auch lernte sich zu ekeln, konnte (und mußte) nicht vollständig verdammt werden wie woanders weiter im Osten. Auf dieser ideologischen Nähe basierte daher eine gewisse Identifikation der ansonsten radikalen Oppositionellen mit dem DDR-Staat; man fühlte sich mit ihm auf einer tieferen Ebene doch verbunden. Die DDR wurde von ihnen (und nicht nur von ihnen) lange als immer noch reformierbarer Gegenentwurf zur Bundesrepublik empfunden. Man identifizierte sich mit dem DDR-Staat auch wegen seiner klaren antifaschistischen Ursprünge und auch aus anderen, nur psychologisch einigermaßen erklärbaren Motiven. Die DDR-Oppositionellen waren mitverfangen im stillen Konkurrenzkampf mit der Bundesrepublik« (Faktor, 1995, S. 830).

Aber nicht nur für Intellektuelle sowie Bildungs- und Karriereambitionierte entwickelte die sozialistische Metaerzählung Bindekraft. Während diese Schichten vom visionären humanistischen Gesamtentwurf und seiner scheinbar wissenschaftlichen Planbarkeit fasziniert waren, identifizierte sich die sogenannte *normale Masse* der Ostdeutschen hauptsächlich mit Einzeltopoi des Deutungsangebotes. Die sozialistische Metaerzählung versprach einen Abschied von jenen Plagen, die bislang den Alltag des Volkes im zwanzigsten Jahrhundert prägten: Das Verheizen auf den Schlachtfeldern und in den Fabriken, die Auszehrunen durch Arbeitslosigkeit und Hunger, die Benachteiligung in bezug auf Wohnung und gesundheitliche Versorgung sowie auch die symbolische Kränkung des einfachen Volkes durch die Distinktion der Gebildeten und Vornehmen. Über vier Jahrzehnte waren die Versprechen von Frieden, Wohlstand und Würde *des kleinen Mannes* jene Topoi der sozialistischen Metaerzählung, über die zwischen den meisten gesellschaftlichen Gruppen und den Machthabern ein gesellschaftlicher Grundkonsens bestand.

Die sozialistische Metaerzählung wirkte schlußendlich auch noch identitätsstützend, vor allem für die traditionellen Milieus der DDR. Was Heiner Keupp für den Westen Deutschlands als »Erzählung vom nationalen Größenselbst« beschreibt (1996, S. 53) findet zumindest strukturell – nicht inhaltlich – in Momenten der sozialistischen Metaerzählung seine Entsprechung: Man konnte sich einer großen, internationalen, mit historischer Sieggewißheit und bis zuletzt moralischer Überlegenheit ausgestatteten Bewegung zurechnen. (Allerdings

tolerierete die sozialistische Metaerzählung *per Buchstaben* keine rassistischen und chauvinistischen Attitüden, wie sie ansonsten häufig mit der »Erzählung vom nationalen Größenselbst« verbunden sind.)

Identität und Selbstwertgefühl der einfachen Menschen wurden durch die sozialistische Metaerzählung noch in anderer Weise entscheidend gestützt. Ein wichtiger Topos war die geradezu mythische Überhöhung *des Volkes* als zentralem Akteur *der Geschichte* und als Sinn und Ziel der DDR-Politik. Darüber, *daß* der Staat für seine Bevölkerung bestmöglichst zu sorgen hatte, bestand niemals ein Dissens zwischen Volk und politischer Führung. Der unter dem Terminus *Sozialpolitik* zusammengefaßte Komplex von Praxen, Routinen, Beschlüssen, Gesetzen und Verfassungsgrundsätzen dürfte diesen *grundsätzlichen* Konsens ausreichend illustrieren.

Selbst in der finalen – und für die Machteliten existenziellen – Krise der DDR, funktionierte über diesen Topos vom *Volk als letztem Ziel und Zweck von Politik* zwischen der rebellierenden Bevölkerung und Machtoorganen immer noch die Kommunikation: Mit dem Ruf 'Wir sind das Volk!' setzte ein Zehntel der Bevölkerung den Staat entsprechend Geist und Buchstaben seiner eigenen Metaerzählung ab.

Die DDR ist verschwunden. Geblieben sind ihre einstigen Bewohner sowie deren Erzählungen und Konstruktionen.

Persistenz der sozialistischen Metaerzählung

Was waren die Effekte dieses Zusammenwirkens von praktischen und geistigen Verhältnissen der DDR? Was bleibt nach Wegfall dieser spezifischen gesellschaftlichen Praxis als geistige Mitgift, als Erbe einer Metaerzählung, von ihren Inhalten und Formen?

Wer die oft öde und blöde Propaganda der späten DDR, wer 1990 den entschlossenen Auszug der Ostdeutschen aus diesem Land miterlebt hat, wird sicherlich nicht vermutet haben, noch einmal einen anderen als einen distanzierenden Bezug dazu zu erleben. Der nach dem Beitritt der DDR kursierende Bonmot, demgemäß man im Staatsbürgerkunde-Unterricht die Theorie des Kapitalismus gehabt hätte und nun das Praktikum begänne, deutete auf ironische Weise schon an, daß sich die oben genannte Erwartung wohl nicht so ganz erfüllen würde. In zwischen 1992 und 1994 geführten Interviews kommentie-

ren sächsische Metallarbeiter – von denen sicherlich etliche selbst zur Abwahl des Sozialismus beigetragen hatten – ihre Erfahrungen mit der alten und der neuen Arbeitswelt, indem sie Fragmente der sozialistischen Gedankenwelt nutzen:

»Wir, die wir im Sozialismus groß geworden sind, wollen wir mal so sagen, das waren eigentlich alles Kollegen. Wir sind in Brigaden gewesen, da wurde das Brigadeleben gefördert ... das war eigentlich ein gutes Verhältnis. Und ich möchte sagen, das ist auch nicht mehr rauszubringen« (zit. nach Schmidt, 1995, S. 311).

Eine Verwaltungsleiterin beschreibt – mit 'verbittertem Blick' auf Differenzierungen, neue Privilegien bei der Arbeitsplatz- und Büroausstattung und ungewohnte Distinktionsformen in der Nach-Wende-Arbeitswelt – die Vergangenheit so:

»Für uns galten die Menschen verhältnismäßig gleich. Also man hat keine großen Unterschiede gemacht, ob das jetzt der Werkleiter ist, wenn der Werkleiter 'ne Kaffeemaschine hatte, hatte der Kumpel auch eine gekriegt« (ebd., S. 319).

Retrospektiv werden »weniger die Gratifikationen der 'zweiten Lohntüte' vermisst, sondern der die Lebenswelt integrierende Charakter der Betriebe und die 'warmen', ganzheitlichen betrieblichen Sozialbeziehungen« (ebd., S. 306). Fast scheint es, als ob die Ostdeutschen nach der Wende das tun, wozu sie zu DDR-Zeiten nie gebracht werden konnten – zur selbständigen und positiven Bezugnahme auf das SED-Parteiprogramm, wo zu lesen ist:

»Entwickelte sozialistische Gesellschaft – das heißt, die Produktionsverhältnisse als Beziehungen kameradschaftlicher Zusammenarbeit und gegenseitiger Hilfe zwischen den Werktätigen und den Arbeitskollektiven weiterzuentwickeln und zu vervollkommen, die Kollektivität in den gesellschaftlichen Beziehungen zu verstärken« (Programm der SED, 1976, S. 26).

Anhaltend sind derzeit auch Ost-West-Differenzen in der Gewichtung von Freiheit oder Gleichheit, in sozialpolitischen Orientierung der Menschen (vgl. Fuchs, 1997a) sowie divergierende Vorstellungen zur Rolle und den Verantwortungsfeldern des Staates (vgl. Bürklin & Rebenstorf, 1997, S. 321-391). Interpretiert man solche Stellungnahmen

als sozialisatorische Effekte der sozialistischen Metaerzählung, sieht man sich jedoch mit Einwänden konfrontiert. Der (Rück)Griff der Ostdeutschen auf das sozialistische Vokabular sei kein Sozialisations- sondern eher ein Situationseffekt, die Ostdeutschen würden damit nur ihre durch den Prozeß der Transformation entstandenen Benachteiligungen kompensieren. Eine Entkräftung dieses Einwandes ist der exemplarische Befund, daß sich *auch* bei den Eliteangehörigen in Ost und West, und das sowohl bei den Positionsinhabern im bürgerlichen wie im linken Lager deutlich divergierende Vorstellungen zur Rolle und den Verantwortungsfeldern des Staates zeigen (ebd.). Die soziologische Diskussion zur Sozialisations- und zur Situationshypothese kann hier nicht weiter thematisiert werden (vgl. Fuchs u.a., 1997b; Koch, 1997), zumal die Verifizierung der Sozialisationshypothese allein, die Frage nach den sozialisatorischen Effekten der *Metaerzählung* – und nicht der institutionalisierten Praxis – nicht trennscharf zu beantworten vermag.

Homologien zwischen den Strukturen der Metaerzählung und denen des Wahrnehmens und Denkens

Anstatt auf temporäre, situational beeinflusste und schon vom Gegenstand her politisierte Statements abzuheben, sollen deshalb andere, nämlich zunächst narrations- und dann kognitionspsychologische Befunde diskutiert werden. Beide Befunde rekurrieren auf geistige Strukturen, die situational also weniger beeinflussbar und somit von höherem, quasi *archäologischem* Wert sind.

Eine Gruppe west- und ostdeutscher Sozialforscher und Sozialforscherinnen analysierte die Struktur ost- und westdeutscher autobiografischer Interviews. Dabei ließ man sich von der Annahme leiten, daß Autobiographien Selbstinszenierungen sind, bei denen die dramaturgische Struktur, die Anordnungsmuster der Räume, des Personals und der Konflikte, bei denen Script, Regie, Szenerie und Kulissen manifest und willkürlichen Manipulationen – zu denen es nach gesellschaftlichen Umbrüchen oft Anlaß gibt – nicht zugänglich sind. Die Interviewten waren Akademiker, die zwischen 1950 und 1960 geboren wurden, sie gehörten also zwei unterschiedlichen Generationenzusammenhängen an. Politisch könnten die Westdeutschen von links bis liberal, die ostdeutschen als mehr oder weniger opponieren-

de Reformsozialisten bezeichnet werden (vgl. Zech, 1995; Busse & Zech, im Druck). Die unter diesen Voraussetzungen gefundenen Erzähl-Strukturen ließen sich grob in zwei Typen einteilen, in eher postmodern und in eher klassisch modern strukturierte Narrationstypen (vgl. Kraus, 1996). Letzterem entsprachen alle ostdeutschen Narrationen und – das ist interessant – jene westdeutsche Interviewperson, deren Identität zum Interviewzeitpunkt ideologisch marxistisch orientiert war.

Beide Narrationstypen unterscheiden sich deutlich. Auffällig an den sozialistischen Narrationen ist, daß das eigene Leben stets *im Zusammenhang mit der ganzen Welt(Geschichte)* imaginiert wird, damit in Zusammenhang steht eine starke Bezogenheit und Integrationsbereitschaft in größere Bezüge. Es wird eine – hin und wieder aberwitzig wirkende – Bereitschaft zur Identifikation und Verantwortungs- ja Schuldannahme, und damit eine hohe Leidensbereitschaft gestaltet. Die autobiografischen Inszenierungen im politischen Feld haben demzufolge einen dramatischen, 'schweren' Grundton. Es gab viele Konflikte und deren Lösung war meist nur halb und unbefriedigend. Aber das Leid wurde ausgehalten und mit Sinn versehen, denn die Zukunft, so hieß es, für die man das alles auf sich nahm, würde besser sein. Viel weniger *transzendent*, sondern eher immanent konstruierten sich die westdeutschen Protagonisten. Auch hier gab es Konflikte und Frustrationen, aber wenn die politischen Aktivitäten keinen Spaß mehr machten, wurden sie umfunktioniert oder aufgegeben. Hier ist die Sinnquelle viel diesseitiger, die Balance zwischen 'höherem Sinn' und irdischen Bedürfnissen wird anders gefunden. Entsprechend ist in dieser postmodernen Selbstinszenierung auch die Konstruktion der sozialen Räume und Gruppenkonstellationen: Man kann hinein- aber auch wieder hinausgehen, sich hier aber gleichzeitig auch dort engagieren, Projekte und Bezüge werden aufgesucht, durchschritten und verlassen.

Die östlichen beziehungsweise sozialistisch inspirierten biographischen Inszenierungen bildeten die Welt dagegen sehr *polarisiert und dichotomisiert* ab. Das Subjekt konnte nach dieser Narrationslogik entweder nur 'drin' oder nur 'draußen' sein, entweder dazu oder nicht dazu gehören, dafür oder dagegen sein. Wer das eine wollte, mußte auch das andere ganz in Kauf nehmen. Die Opfer, die dieser Inszenierung gemäß gebracht, das 'Martyrium', das durchschritten wurde,

hatten jedoch ihren Sinn: Der Einzelne stand nicht *im Leben*, um Spaß zu haben und Lust zu genießen, – er stand *in der Pflicht*. Er war als verantwortlich und bezogen definiert zum Menschen neben sich und zum großen welthistorischen Prozeß der Ausbreitung eines reformierten Sozialismus, eine von Ausbeutung, Unterdrückung, von Not und Kriegen befreite Welt.

Hier springt die Homologie zur sozialistische Metaerzählung, die 1991, zum Zeitpunkt der Interviewführung ihre Orientierungskompetenz schon eingeübt zu haben schien – unmittelbar in die Augen. Die sozialistische Metaerzählung mit ihren deterministischen, szientistischen und chiliastischen Fundamenten erweist sich hier als ein Narrationstypus der klassischen Moderne die alle von – inhaltlich freilich verschiedenen – objektiv existierenden und umsetzbaren Ordnungsprinzipien ausgehen.

In den postmodernen Narrationstypen dagegen haben die Protagonisten die Aufgabe der Sinnstiftung und Weltordnung mehr oder weniger schulterzuckend in die eigenen Hände genommen, der Sinn wird selbst gebastelt.

Vom Politischen oder von politisierenden Selbstinszenierungen weiter entfernt ist ein Untersuchung, die auf Daten aus den Jahren 1991/92 zurückgreift. Stefan Strohschneider (1996) ließ an verschiedenen Universitäten kognitionspsychologische Experimente mit ost- und westdeutschen Studentengruppen durchführen. Zu bewältigen waren einfachere logische Probleme bis hin zu komplexeren, dynamischeren Computersimulationen bei denen Ziele, Werte und Normen im Prozeß gefunden werden mußten, teilweise auch in Gruppenarbeit. Zudem mußten die Probanden Bilder beschreiben oder zu Sachverhalten argumentieren. Verblüffend war hier nicht nur, daß sich in den Denkstilen deutliche Ost-West-Unterschiede zeigten, sondern auch die Qualität der Unterschiede: Wieder zeigten sich Homologien zwischen der Struktur des logischen Operierens und interindividuellen Interagierens und der Struktur der ostdeutschen Metaerzählung. Eine Formel für das typisch ostdeutsche Herangehen an die Experimente könnte lauten:

Probleme sind lösbar. Man muß auf analytischem Wege zu deren grundsätzlichen Zusammenhängen vorstoßen. Der tiefere Sinn oder das allgemeine Prinzip steckt hinter den Dingen, deswegen soll man sich nicht von den Er-

scheinungen an der Oberfläche irritieren lassen. Hat man das Wesen der Sache erfaßt, wird konsequent nach einem Lösungsplan verfahren – sorgfältig, gründlich, behutsam, jedoch nicht inkonsequent. Das Kollektiv ist dabei eine wichtige Sicherheitsquelle und Ressource, deswegen wird viel Energie und Zeit aufgewandt, um die Interessen auszubalancieren und den Konsens zu erhalten (ebd., S. 181 ff.).

Hier schlägt sich der szientistische und deterministische Zug der sozialistischen Metaerzählung nieder. Die Welt gilt als prinzipiell erkennbar, man muß nur mit der richtigen Methode von der Erscheinung zum Wesen der Dinge vordringen und dann diszipliniert, konsequent und kollektiv die Probleme ihrer Lösung zuführen.

Bei den verbalen Aufgaben, bei denen Bilder beschrieben oder zu Sachverhalten argumentiert werden mußte, blieben die ostdeutschen Versuchspersonen konsistenter als die Westdeutschen und verknüpften ihre Gedanken häufiger mit 'weil', 'wegen' und 'damit'. Wogegen die westlichen Versuchspersonen eher »Begründungshaufen« produzierten (ebd., S. 167).

Auch bei den Spielszenarien und den logischen Aufgaben war das Herangehen der westlichen Versuchspersonen pluralistischer, flexibler und offener, damit aber auch unsystematischer. Eine Formel dafür könnte lauten:

Manche Probleme sind lösbar, andere halt nicht. Es hat wenig Sinn, nach tieferen Prinzipien zu suchen, wenn nicht einmal klar ist, ob es diese überhaupt gibt. Stattdessen sollten zunächst die dringlichsten Aufgaben gelöst werden, und über Versuch und Irrtum bekommt man auch heraus, wie. Im Team muß man sich durchsetzen, damit auch die beste Lösungsstrategie verfolgt wird (ebd., S. 181 ff.).

Die vorgestellten Befunde von ostdeutschen Denkstilen und Selbstnarrationen stammen aus den Jahren 1991 bis 1995, sie gehören damit zum geistigen, teilweise unwillkürlichen, unreflektierten Erbe der sozialistische Metaerzählung. Festzuhalten ist, daß die Äußerungen von Angehörigen der Intelligenz stammen, sowohl die autobiographische Narrationen produzierenden Akademiker, die kognitionspsychologisch getesteten Studenten, als auch die sozialpolitisch spezifisch orientierten Eliteangehörigen aus dem Osten gehören dazu. Für diese Gruppen wird, so vermuten wir, neben inhaltlichen Besonderheiten

noch eine strukturelle Spezifik der sozialistischen Metaerzählung relevant – die konsistente logisch-systematische Struktur der sozialistischen Metaerzählung. Dieser Umstand trägt – neben einer möglichen inhaltlichen Bewährung einzelner Thesen – zur Lebensfähigkeit dieses geistigen Konstruktes bei.

Seit dem Zusammenbruch der DDR, seit dem Verstummen der propagandistischen Megaphone, seit der Demission der Präzeptoren, ist fast ein Jahrzehnt vergangen. Welche Perspektiven könnte nun das geistige Erbe der sozialistischen Erzählung im vereinten Deutschland haben?

Fügsamkeit, Identifikation, Verinnerlichung

In Bezug auf die personale Aneignung großer ideologischer und propagandistischer Konstrukte, gesellschaftlicher Metaerzählungen, können idealtypisch drei Modi beschrieben werden: Fügsamkeit, Identifikation, Verinnerlichung.

- *Fügsamkeit* entspricht der Beugung gegenüber praktischem Druck, mit dem Normen und Werte kommuniziert werden, mit denen sich das Subjekt zunächst nicht einverstanden erklärt.
- *Identifikation* umschreibt die subjektive Zuordnung zu der Instanz, die ihre praktische Macht und Gültigkeit, wie auch ihre Zuwendungen, ihre Vergünstigungen mit einer bestimmten Metaerzählung verbindet. Die Ideen und Topoi dieser Metaerzählung sind hier nur das Medium der Bezugnahme der Subjekte, aber nicht deren letztes Ziel. Identifikationen stützen narrativ Identitäten, sind aber diese Identität nicht selbst. Sie brechen ab, wenn der praktische Rahmen, in dem die Identifikation ihren Sinn machte, zusammenbricht und keinen Gewinn mehr liefert. Der narrationspsychologisch beschriebene Typus der »Erzählung vom nationalen Größenselbst« (Keupp, 1996, S. 53) wäre hier zu assoziieren. Nach diesem Identifikationsmuster macht es Sinn, sich erst mit *der unbesiegbaren sozialistischen Weltbewegung*, und nach ihrem Zusammenbruch mit *der europäischen Großmacht Deutschland* oder *dem westlichen Kapitalismus als Ende der Geschichte* zu identifizieren. Der Nachkriegs-Übergang der Deutschen zu Identifikation mit *dem Westen* oder *dem Sozialismus* läßt sich ähnlich beschreiben.

- *Verinnerlichung* beschreibt die subjektive Zuordnung zu den Ideen, Werten und Normen einer Metaerzählung auch *unabhängig* von einer Instanz mit praktischer Macht und Gültigkeit, die Zuwendungen und Vergünstigungen mit der Annahme dieser Metaerzählung verbindet. Die Ideen und Topoi dieser Metaerzählung sind hier nicht das Medium der Bezugnahme der Subjekte, sondern der Grund der Bezugnahme selbst.

Die drei genannten Modi haben heuristischen Charakter, sie stellen Idealtypen dar, realiter sind sie eher als Mischformen zu finden. In Ostdeutschland hat die sozialistische Metaerzählung mit der Abwahl der sie stützenden praktischen Verhältnisse durch die Bevölkerung, ihr Vermögen, *Fügsamkeit* zu erzwingen, völlig eingebüßt. Ebenfalls ist der identitätstützende Gewinn, den die *Identifikation* mit der sozialistischen Metaerzählung zu versprechen mag, enorm verfallen. Vielmehr sieht sich diese Metaerzählung einem ambitionierten, ubiquitären und permanenten Delegitimierungsdiskurs ausgesetzt. Wer heute noch mit Elementen der sozialistischen Metaerzählung hantiert, scheint diese offensichtlich verinnerlicht zu haben. In Bezug auf intellektuelle Schichten ist dies kein besonders überraschender Befund. Interessanter wäre es, die Motive von *normalen* Bürgern für das inzwischen verbreitete, als *Ostalgie* bezeichnete Handling mit den Versatzstücken der sozialistischen Metaerzählung und ihrer Symbolik genauer zu hinterfragen. Der bislang zu beobachtende Rückbezug auf Themen, Symbole, Praxen und Werte der sozialistischen Metaerzählung kann zumindest als eine Methode der diskursiven *Selbstbehauptung* der Ostdeutschen sowohl gegenüber den Zumutungen eines sich inzwischen immer ungezügelter gebenden Kapitalismus wie auch eines andauernden Stigmatisierungsdiskurses in Bezug auf die DDR und ihre ostdeutschen Neubundesbürger gedeutet werden (vgl. Ahbe, 1997).

Diese Phänomene könnten zweierlei bedeuten:

Zum einen sind die diskursiven Rückgriffe auf Teile der sozialistischen Metaerzählung ein Indiz für die unspektakulär vorgenommenen Rückbindungsversuche an eigene Lebenserfahrungen. Damit wird das Kohärenzgefühl erhöht und sich gegen die kohärenzmindernde Zumutung gewehrt, sich symbolisch von der eigenen – weil in der DDR gelebten – Vergangenheit abzukoppeln. *Zum anderen*

könnten solche Praxen Resultate von gezielten, reflektierten Gewinn- und-Verlust-Evaluationen des alten, sozialistischen Systems im Lichte der Erfahrungen mit dem neuen kapitalistischen Systems sein. Für die sozialwissenschaftliche Forschung wäre es interessant, diese Phänomene weiter zu verfolgen.

Eine andere interessante Frage ist die nach den heutigen Effekten, die die sozialistische Metaerzählung auf Identitätsbildung, Handlungsfähigkeit und Sinnfindung der Ostdeutschen und ihrer Nachkommen noch hat.

Anmerkungen

(1) Im Besonderen auch die Rezension zu Wolfgang Kraus in diesem Heft.

Literatur

- Ahbe, Thomas (1997). Ostalgie als Selbstermächtigung. Zur produktiven Selbststabilisierung ostdeutscher Identität. *Deutschland Archiv*, 4, S. 614-619.
- Bürklin, Wilhelm & Rebenstorf, Hilke (Hrsg.), (1997). *Eliten in Deutschland. Rekrutierung und Integration*. Opladen.
- Busse, Stefan & Zech, Rainer (in Druck). Sozialisationsdiskurs im Realsozialismus. Ein deutsch-deutscher Versuch, sich verständlich zu machen. In: Lothar Krappmann & Hans Rudolf Leu (Hrsg.), *Autonomie und Verbundenheit*. Frankfurt am Main.
- Elten-Krause, Elisabeth & Lewerenz, Walter (1983). *Brigitte Reimann in ihren Briefen und Tagebüchern. Eine Auswahl*. Berlin.
- Faktor, Jan (1995). Brüche und Abgrenzungstendenzen unter den jungen Oppositionellen in der DDR. In: *Enquet-Kommission (Hrsg.), Materialien*

- der Enquet-Kommission: Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland, Bd. III/2. Rolle und Bedeutung der Ideologie, integrativer Faktoren und disziplinierender Praktiken in Staat und Gesellschaft der DDR (S. 826 – 851). Baden-Baden.
- Fuchs, Dieter (1997a). Welche Demokratie wollen die Deutschen? Einstellungen zur Demokratie im vereinigten Deutschland. In: Oscar W. Gabriel (Hrsg.), Politische Orientierungen und Verhaltensweisen im vereinigten Deutschland (S. 81-113). Opladen.
- Fuchs, Dieter; Roller, Edeltraud & Weßels, Bernhard (1997b). Die Akzeptanz der Demokratie des vereinigten Deutschlands. Oder: Wann ist ein Unterschied ein Unterschied? Aus Politik und Zeitgeschichte, Bd. 51, S. 3-12.
- Gibas, Monika (1997) Ideologie und Propaganda, In: Die SED. Geschichte-Organisation-Politik (S. 241-261). Berlin.
- Keupp, Heiner (1996). Wer erzählt mir, wer ich bin? Identitätsofferten auf dem Markt der Narrationen. Psychologie & Gesellschaftskritik, 4, S. 39-64.
- Keupp, Heiner (1997). Diskursarena Identität: Lernprozesse in der Identitätsforschung. In: Heiner Keupp & Renate Höfer (Hrsg.), Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung (S. 11-39). Frankfurt am Main.
- Koch, Thomas (1997). Ostdeutsche Identitätsbildung in der dualistischen Gesellschaft. Fokus – Phänomenologie – Forschungsfragen. Berliner Debatte INITIAL, 3, S. 93-108.
- Kraus, Wolfgang (1996). Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne. Pfaffenweiler.
- Lenin, Wladimir I. (1902). Was tun? Brennende Fragen unserer Bewegung. In: Lenin-Werke, Bd. 5 (S. 355-551). Berlin.
- Marx, Karl (1956). Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung. In: Marx-Engels-Werke, Bd. 1 (S. 378-391). Berlin.
- McAdams, Dan P. (1996). Das bin ich. Wie persönliche Mythen unser Selbstbild formen. Hamburg.
- Programm der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (1976). Berlin.
- Schmidt, Werner (1995). Metamorphosen des Betriebskollektivs. Zur Transformation der Sozialordnung in ostdeutschen Betrieben. Soziale Welt, S. 305-325.
- Strohschneider, Stefan (Hrsg.), (1996). Denken in Deutschland – Vergleichende Untersuchung in Ost und West. Bern, Göttingen, Toronto & Seattle.
- Szepansky, Gerda (1995). Die stille Emanzipation. Frauen in der DDR. Frankfurt am Main.
- Wolf, Christa (1975). Nachdenken über Christa T. Berlin/Weimar.
- Zech, Rainer (1995). Subjekte im Übergang. Eigenes und Fremdes. Psychosozial, S. 89-103.